

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 23

Artikel: Das Haus zum Heimweh
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 23 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

4. Juni 1938

Das Lächeln.

Gott gab der Erde, der ernsten Frau,
Die Blumen voll Duft, voll Sonne und Tau,
Damit ihr Antlitz so wunderbar
Gar freundlich und tröstlich uns grüßen sollt.

Gott gab uns Menschen den hellen Schein
Des Lächelns, damit wir trügen hinein
In des Nächsten Tag, dem der Glanz gebricht,
Ein kleines, liebes, wärmendes Licht.

M. Feesche.

Das Haus zum Heimweh.

Erzählung von Alfred Hugenberg

Vermächtnis der Heimat.

Das Dorf Buchhalde ist, wie schon sein Name sagt, keine faul und beschaulich in die Talmulde oder auf die noch bequemere Ebene hingepflanzte Siedelung wohlbedachter Bauernmenschen. Die Männer, die sich vor Jahr und Tag auf halber Höhe des Hirzenberges durch Roden der uralten Buchenwälder Wunn und Weide, Schirm und Bohnstatt geschaffen haben, sind von unkluger Art gewesen, aber dafür zäh und eigensinnig, und in ihren großen Hinterköpfen hat immerhin auch ein Quintlein Bauernschlauheit Platz gehabt: was dem andern nicht in die Augen sticht, das stiehlt er dir nicht. Denn die Zeit war hart, und mit dem Recht war es übel bestellt. Wenn jene Männer heute das Leben hätten, so würden sie sich vielleicht alles besser überlegen; jetzt hat man ja Kaufbrief und Siegel, Grundbuch und hundert Gesetzbände. Nicht, daß so ein alter Buchhalder Bauer etwa zu zag oder nicht wehrhaft genug gewesen wäre, sich vor seinem Hoftor aufzupflanzen und einen ungerufenen Gast mit Knüppel und Sense Recht zu lehren. Es geht im Tal die Märe um, das Dorf habe ursprünglich Bockhalde geheißt, weil einer seiner Bewohner — und es soll der Zweitschwächste gewesen sein — einmal mit bloßem Haupt einen störrigen Bock angerannt habe. Nach dem zehnten Gang sei der Bock flüchtig geworden, er soll jedoch nicht mehr weit gekommen sein.

Die Leute von Fehregrund behaupten spöttelnd am Wirtstisch, das Nest Buchhalde liege zu tief für den Himmel und zu hoch für die Welt. Ein Spaßvogel hat sogar den boshaften Witz aufgebracht, man müsse allort sogar den Hühnern Fuß-eisen anlegen.

So arg ist es nun freilich um das Dorf nicht bestellt. Es steht nicht am Berg, wie man unten meinen könnte, es steht auf einer nur ganz leicht ansteigenden Hügelterrasse; nach zwei

Seiten hin gibt es schöne, flache Ackerzelgen. Und wer nun einmal auf der freien Höhe zur Welt gekommen ist, wer als Bub am Hütterfeuer auf den Sommerwiesen Kartoffeln gebraten, oder im Hirzenwald so lange Heidelbeeren geschmaust hat, bis er sich zur Erholung für ein Stündchen ins Moos hin-strecken mußte, der macht sich wenig aus derlei blödem Gefasel neidiger Nachbarn. Eines steht für ihn unumstößlich fest: Der Erdball könnte noch zehnmal größer, er könnte hundertmal so rund sein als er ist, es gibt doch keinen zweiten Ort darauf, wo die Mädchen so schöne Ostereier verschenken.

Gewiß, der Schnee bleibt auf der Buchhalde im Herbst ein paar Tage früher liegen, er hält sich im Frühjahr eine Woche länger, als im Tal. Aber im Mai, wenn die Bäume um die Häuser und Scheuern blühen, wenn der Goldlackduft schier betäubend aus den Gärten steigt, dann ist der enge Dorfbezirk so von Mohn und Glauben erfüllt, daß man meint, die Luft müsse fliegen. Junge Mädchen, die das Wunder im Herzen tragen, gehen summend durch die Gassen. Mütter mit Silberfäden im glattgeschittelten Haar blicken ihnen sorgend nach, während sie den Geranienstöcken auf dem Fensterbrett Wasser geben. „Nun wird es ihnen gehn wie allen: sie werden mit der Fremde nie etwas anfangen können.“

Denn am Hirzenberg geht eine Sage um, und sie ist nicht von irgendeinem Fant leichtthin erfunden, nein, es ist seit Vätertagen durch viele Beispiele erhärtet, daß kein Buchhalder Rind außerhalb den Grenzen seines engen Heimbezirkes zu Glück kommen kann, so wie man einen Holunderstrauch nicht ohne Schaden von der magern Höhe des Hirzenberges in die schwarze Erde eines Talgartens verpflanzen wird.

O, die Frauen von Buchhalde und auf den Höfen und Weibern sind ja nicht in einen Halbhimmel hineingeseht. Die Arbeit geht nie aus, und es kann auch keine von ihnen sagen,

daß sie nicht zu einer Zeit heimlich habe weinen müssen. Die Männer sind so ungeschickt, sie wissen so wenig von ihnen. Mit wie vielen kleinen Lebensdingen müssen sie ganz allein, ganz allein fertig werden! Aber die Frauen sagen in ihrer Bekümmernis: „Man ist doch wenigstens da droben daheim, man kennt alle Leute um sich. Und wenn man so seinen guten Tag hat, darf man sogar mit einem Ackerlein reden und von ihm Rat holen.“

Das Wort „Fremde“ hat für jeden Buchhaldener seine eigene Bedeutung. Die Fremde geht für ihn da an, wo er das Geläute seiner Kirchenglocken nicht mehr zu hören vermag. Man mag von der Welt und von Gott halten, was man will, es gibt halt doch etwas da oben, das sonst nirgends ist; aber das Begreifen und Verstehen fällt nur einem geborenen Buchhaldener ins Herz. Wenn zur Herbst- und Winterszeit der Nebel die Taldörfer als ein graudunkles Meer unter seiner Last erdrücken will, während der Hirzenberg das karge Sonnenwarm erst recht als ein Gottgeschenk zu schätzen und zu lieben weiß, dann schreiten die Bauern von Buchhalben fast wie Auserwählte einher. Sie weisen auf die Nebelmauer hinab, und einer oder der andere meint bedauernd: „Ist es ein Wunder, wenn von denen da unten jeder dritte einen Gemütsfehler hat?“ Mit dem Gemütsfehler ist von ihm das fehlende Gemüt gemeint.

An einem solchen Nebelssonntag erzählte Frau Annette Bächler im Oberdorf ihrer Tochter Regine zum erstenmal ein bißchen mehr von ihren sechs Verbannungsjahren in Mühlesteinen, als was man sonst im Dorf so darum wußte. „O — mit wieviel gutem Willen bin ich, meiner Herzmeinung zum Trost, am allerschönsten Blutmorgen aus dem Dorf Buchhalben hinweg und neben meinem Hochzeiter Rudolf Bächler auf der schöngewundenen Straße nach Fehregrund, von da über Moos und Rohmatt gegen Mühlesteinen hinausgefahren! Hinter Rohmatt — wir sahen in der Ferne schon das Dorf und den hohen Kirchturm — fiel dem Rudolf etwas sehr Ungeschicktes ein. Er sagte zu mir: ‚So, Annette, jetzt bist du mit deinen 26 Jahren zum zweitenmal geboren, und zwar auf die richtige, rechte Welt, nicht, wie das erstemal, in ein Raff hinein, das im dritthintersten Jenseits liegt, und wo sich Fische und Hasen nicht einmal mehr auskennen. Du kannst dem Schöpfer danken, daß ich dich zufällig bei jenem Ausritt als Aufwärterin im Bären ins Auge gefaßt habe, sonst hättest du vielleicht dein Lebtage am Hirzenberg kleben müssen und vom richtiggehenden Dasein an einem vernünftigen Ort nie einen Begriff bekommen.‘

„Mit dieser Rede hat er sich allweg an mir und an sich selber versündigt. Ich habe sie ihm innerlich hart übel genommen und bin sehr stark erschrocken, denn er hatte derlei Zeug vorher nie vor mir hören lassen, wohl deshalb nur, weil ihm in Buchhalben sonst der Boden hätte warm werden können. Aber je mehr ich jetzt in Eifer geriet, um so unverfrorener kam er mit seinen abgeschmackten Wigen in Schwung, bis ich ihm einesmals das Zeitfeil aus der Hand nahm und das Roß anhielt, um, haßt mich nicht gesehen, vom Gefährt zu springen und den Heimweg einzuschlagen. Wohl hat er mich schnell wieder eingeholt und für seine dummen Späße schön Abbitte getan. Aber aus der Welt geschafft sind sie halt damit nicht gewesen, zumal die Schwiegerin dann zum Ueberfluß auch noch mit häßlichen Giftscherzen daherkam, so daß ich mich in dem fremden Hause von allem Anfang an in meine ungeschickte Wunderlichkeit zurückziehen und meinen Trost im Heimweh suchen mußte. Es war mir eine heimliche Wollust, mit meinen Träumen und Gedanken all Tag und Stund in meinem Dorf zu sein. Vielleicht, daß sich alles besser geschickt hätte, wenn ich bald zu einem Kind gekommen wäre. Dein Vater sagte öfters zu mir, auch an jenem kalten Wintermorgen noch, an dem er sich beim Eisführen die Lungenentzündung und den Tod holte: ‚Du, Annette, daß du deine guten Seiten hast, das kann dir kein Advokat wegstreiten. Aber eine Buchhaldenerin würde ich mir doch nicht mehr holen, denn die haben ein Rädchen mehr im Kopf, als normale Menschenkinder.‘ — O, wie war ich herrgottenfroh, daß ich damals mit dir halbjährigem Widelkind von

meinem Bruder Hannis da auf Buchhalben im väterlichen Hause so lieb und mit allen guten Ehren aufgenommen wurde! Viel hab ich ja nicht mitgebracht, mit Not noch das meinige; die da unten tun größer als sie sind. Aber es hat halt dem Hannis ganz herrlich gepaßt, weil er als alter Hagestolz mit seinen Haushälterinnen eitel Verdruss und Schadenzeit erlebt hatte, wie denn ja eine Frau in der Schürze mehr forttragen kann, als der Mann mit vier Rossen zuführt. Noch im selben Frühjahr hab ich dann beim Maler Wetterli in Fehregrund das blaue Täfelchen malen lassen mit dem Hausnamen ‚Zum Heimweh‘. Die Leute haben zuerst gelächelt, als sie es am Sturzbalken über der Haustür angenagelt sahen; doch jetzt haben sie sich schon lange daran gewöhnt und meinen, es sei immer dagewesen. Und mein Beispiel hat manchem jungen Mädchen die Augen aufgetan, denn man hat halt doch wieder einmal erfahren können, daß eine Buchhaldenerin sich nicht über den Glocken Sonntag hinaus wagen soll.“

* * *

Die Witfrau Annette Bächler hat nach ihrer Heimkehr aus der Verbannung das freundliche Anwesen zum Heimweh fast zwei Jahrzehnte lang mit ihrem Bruder zusammen versorgt und umgetrieben, einträchtig die meiste Zeit, bisweilen auch mit ein wenig Meistern und Koldern, wenn der alte Hagestolz sich etwa einsinken ließ, zur strengsten Sommerszeit einen halben Tag im Wirtshaus zu sitzen. Das Kind Regine ist inzwischen zu einem stattlichen Bauernmädchen herangereift, wohlvertraut mit jeder Handreichung in Haus und Feld. Da geschah es, daß der hartgesottene Sonderling Hannis an einem Vorfrühlingsabend, von einem oder einigen Schöppchen nicht ganz am besten beraten, beim Heuspaten auf die Diele und von da auf die Tenne hinunterfiel und drei Tage später samt seinen 54 ledigen Jahren auf den Dorffriedhof hinausgetragen werden mußte.

Am Sonntag nach der Beerdigung saßen sich Mütter und Tochter vor dem Eindämmern am alten Familientisch in der guten Stube gegenüber. Regine ist größer gewachsen, als sie schon etwas schütter und eingewerkelt aussehende Frau, eher gliederfest, als zierlich. Man merkt ihr an, daß das Muß der Tagesarbeit ihr weder Bangen noch Beschwerde macht. Ein Bub im gleichen Alter braucht sich nicht zu melden. Ihr längliches Gesicht hat keine Kinderlinien mehr, es ist, wie ihr ganzes Wesen, bereits fertig gezimmert, gleichsam mit einem Schlüssel abgeschlossen: so bin ich, so bleibe ich, und so muß ich sein. Wer etwas will von mir, der muß geraden Weges auf mich zukommen, nicht um sieben abgehobelte Ecken herum. Auch in den Augen ist die rechte, echte Hirzenbergerin daheim. Ein wenig Hang zu beharrlichem Nachdenken, ein bißchen Lebensneugier, vor allem aber die unwandelbare Verlässlichkeit.

Die Mutter hat in den Hauspapieren gekramt, die bemalte Deckeltruhe steht noch neben ihr. Sie enthält Kanzleibriefe, Zinsbüchlein, Handwerker- und Steuerquittungen, gute Bantzscheine, Regines Sparheft und zu unterst eine Anzahl zerknitterter Notizbüchlein, nicht mehr viel nutz, aber vom Verstorbenen doch des Aufbewahrens wert gehalten.

Die Unterhaltung geht einstweilen ohne Worte vor sich. Frau Annette nickt manchmal leicht mit dem ergrauten Kopf, wie man einen fertigen Beschluß stillschweigend bei sich bestätigt. Regine, die ihren Gedankengang genau errät, denkt bei sich: es wäre eigentlich unnötig, davon zu reden.

„Wir sind nun allein, wir zwei“, läßt sich die kleine Frau jetzt vernehmen. „Hilfe haben wir ja schon an ihm gehabt, aber wir machen es doch. Ich habe keine Angst.“

„Wer wollte denn Angst haben“, gibt Regine gelassen zurück.

Wieder eine wohlhabgewogene Pause, worauf die Bächlerin wie beiläufig vorbringt: „Mit einem Diensthuben kommen wir aus. Und über die strengen Sommerwerke etwa ein Tagelöhner. Dem Hannis seine Schoppen haben auch gekostet.“

„Mit dem Adern, das bringe ich ganz gut fertig“, ergänzt Regine mit gutem Mut. „Der Hannis hat mich ganze Halbtage

den Pflug führen lassen, und mähen kann ich auch."

"Das will ich meinen." Die Mutter ist stolz darauf, dieses gewichtige Wort so unbedenklich aussprechen zu können.

Es scheint nun so ziemlich alles erledigt und überforgt zu sein. Frau Annette ist aufgestanden und stellt die Truhe in den Wandkasten. „Nur das Dengeln muß ich noch lernen“, sagt Regine nebenbei. „Aber wenn das eine Kunst wäre, so hätte es der Onkel nicht so gut gekonnt. Und dann ist ja noch der Schmied Manz da.“

Die Frau macht sich ein wenig im Kasten zu schaffen. Hierauf steht sie eine Weile nachdenklich mitten in der Stube, als hätte sie sich auf irgend etwas vergessen. Dann setzt sie sich auf die Fensterbank, die Hände auf dem Schoß gefaltet. Regine muß verstohlen vor sich hinlächeln: „Jetzt wird es kommen — das, woran sie schon die ganze Zeit herumstudiert.“

Ja, es kommt. Aber nicht mit einem festen Anlauf, die Frage ist zu schwerwiegend; man muß ihr gemach auf den Leib rücken.

„Es gibt also — vorläufig — keine große Aenderung. Wir stehen gut, das Schaffen und Hausen macht sich auf der Welt noch immer bezahlt. Aber etwas muß halt doch geschehen, über kurz oder lang. Ich bin kein Riese mehr. So im Haus herum und für leichteres Werken bring ich ja schon noch den Willen auf; doch merke ich wohl, daß es mit mir abnimmt. Bei allem mußt du vorangehen; bei allem mußt du die Achsel zuerst hergeben. Und das ist nie vom Rechten gewesen, wenn sich ein Mädchen in seinen schönen Jahren zu lang mit Männerarbeiten abplagen muß. Das kann einem in den Rücken fahren. Ein Frauenbild ist kein Mannsbild. Stellt einen Knecht an, wird man uns sagen. Aber unter einem Frauenregiment tut ein Knecht selten gut. Ist er alt, so will er in alles hineinregieren und schont lieber die Arme als das Maul. Ist er jung und ansehnlich, so setzt er sich leichtlich Grillen in den Kopf und möchte gern die Türen verwechseln. Man ist schnell in der Leute Mäulern, aber nicht schnell wieder heraus. Wie oft hat man es schon erlebt, daß so ein fremder Habenicht in einem Hause hängen blieb und man noch gut Antlitz zum schlimmen Handel machen mußte. Darum gib't's halt jetzt für uns wohl oder weh nur das, was ich jetzt sagen will: Du mußt aufs Heiraten denken. Ja, das mußt du. Es ist ja eine traurige Sache, man sollte einer Mutter fast Prügel geben, wenn sie einem tausendwöchigen Kind solche Sachen angibt, und dazu noch ihrem einzigen. Aber das Leben will jetzt halt das von mir, und da mache ich es, weil mir nichts anderes übrig bleibt.“

Man muß ja für gewöhnlich bei den jungen Mägdlein eher bremsen als hegen. Bei dir ist das anders, ich kann leichtlich merken, wie sehr du in vielen, und gerade in diesen Dingen, meine Art und mein Wesen überkommen hast; daß du immer meinst, du könntest gar nie genugsam auf deinen Stolz achten. Oder brächtest du es einmal zuweg, einem Burschen nur ganz verstohlen hinter den Bohnenstauden hervor nachzuschleichen? Immer meinst du, er würde dir das gleich als Laufmüßiggang und Hastmichbald ausdeuten.“

Regine muß ein kleines Lächeln vor der Mutter verbergen. Sie darf noch nicht herausbekennen, was der guten Frau wohl eine recht freudige Ueberraschung wäre, nämlich, daß sie schon



Hans Holbein d. J. — Seine Familie.

seit mehr als einem Jahr angefangen hat, auf Otto Gerteis vom Freihof acht zu geben, und daß dieser sie beim Tanzen nach der Theaterrückführung an der Bauernfastnacht auffällig vor den andern Mädchen bevorzugt hat. Noch weiß sie nicht, wie er es meint; sie weiß nur, daß auf dem Freihof ihrer zwei sind und daß sich der Hof nicht teilen läßt. Bei der Beerdigung des Oheims Hannis hat sie, während die Leidleute zwischen den vielen Kirchgängern der Gemeinde Spalier gingen, einen Blick von Otto erhascht, den sie wie ein laut ausgesprochenes Wort zu verstehen glaubte: Du — würde sich für uns zwei nicht alles merkwürdig gut schicken? . . .

Weil sie jetzt fast zwangsläufig irgendeinen Bescheid geben soll und ihr etwas Gescheiteres nicht gleich einfallen will, sagt sie, halb im Spaß, halb im Ernst: „Du solltest mich halt schön machen können.“

Die Mutter regt sich über diese Rede heftig auf. „Du bist schön genug! Schwärz nicht solche dummen Sachen daher! Einer, dem du nicht recht bist, der soll daheim bleiben! Ich hab meine Augen fest auf dir gehabt, als der Verein an der Fastnacht auf der Bühne die drei Lieder sang. Könnten alle so grad und wohlgemut in die Welt hineinschauen, wie du! Wer dich bekommt, der hat keinen Fledermisch! — Und wo ein Heimwesen wie das unsrige zu heiraten ist, da werden, so hoff ich, auch die Freier danach aussehen. Ich rede nicht bloß davon, daß auf unserm Gewerbe keine Schulden mehr sind: ich rede vom Land! Und vom Maienholz, das nun bald 80 Jahre steht! Gibst es einen Bauer in Buchhalben, der auf unserer besten Dorfzweig, auf der

Bünt, so gut vertreten ist, wie wir? Dein Großvater hat an einer Gant nie auf Hungerland geboten. Der Trüeter¹⁾ am Haus kommt da nicht einmal auf die Waage, weil das mehr nur etwas fürs Gemüt ist. Am Tage nach meiner Konfirmation hab ich die Seglinge von Fehrengrund heraufgetragen und eingepflanzt. Der Vater war nicht dafür, aber die Mutter hat mir geholfen. Jetzt steht sogar der Gemeindefschreiber Wädlerli still, wenn der Trüeter im Herbst bis unters Dach hinauf voll blauer Trauben hängt. Die Böllmerin bringt ihren Rebstock nie auf die gleiche Höhe, sie mag schaufelweise Kunstdünger in den Boden tun. Die dumme Lobe merkt halt nicht, daß zu viel ungesund ist. Man darf nur ein paar Hände voll im Wasser auflösen.“

„Den Baumgarten hättest du auch nicht vergessen sollen“, ergänzte Regine nach einer Weile das Lob der Heimat fast vorwurfsvoll. „Das hat er nicht verdient. Andere Leute wissen ja freilich wenig von ihm, weil er sich hinter Haus und Scheuer versteckt hält. Aber den großen Schrindlerbirnbaum sieht man doch im Frühling von Fehrengrund aus über das ganze Dorf leuchten, wenn die Sonne ins Blau hinein scheint. Und der Pfundapfelbaum ist ein Gartenhäuschen, wie es gar kein schöneres geben kann, weil seine Äste ringsum bis auf den Boden reichen. Das finde ich immer so lustig, daß die untersten Äpfel im Gasse liegen und da reif werden müssen, während sie doch nach wie vor am Baume angewachsen sind.“

Frau Annette hat immer noch nicht alles da, wo sie es gern haben möchte; sie muß noch einmal ansetzen.

„Du hast alles schön im Sinn, das merk ich und ahn ich; am guten Willen fehlt es dir nicht. Du weißt wohl, auf was der Mensch abstellen muß, damit ihm das Dasein auch in der Enge und bei wenig Wohlleben niemals öde und armselig vorkommen kann. Die Heimat muß es einem geben und antun: das Holz, die Wiesen, der Schwalbenschang auf dem Fensterstübchen. — Aber wer will einem jungen Mädchen die Karten legen? Ich habe halt manchmal Angst, du könntest dein Herz an einen Mann hängen, der dich von da wegziehen will. Wie stände dann deine alte Mutter da? Und du selber — und du selber! . . . Du bist ein Heimwehkind. Als ich mit dir in guter Hoffnung war, da hatte ich meine schwerste, meine aller schwerste Zeit. Da kam es jeden Tag zehnmal über mich: heim! Aus der ganzen Not hinaus nur heim! So etwas geht vom Blut ins Blut, es bricht wieder aus, wenn die Stunde kommt. — Gelt, du denkst daran, was ich dir jetzt gesagt hab! Damit wir da bleiben können, wo auch du nach allen Zeichen hingehörst. Wenn du es nicht mir zuliebe tätest — tu es dir zuliebe! . . .“

Nach einer kleinen Stille erhebt sich Regine und tritt behutsam zu der Mutter hin. Sie setzt sich neben sie auf die Fensterbank und legt ihr leise, als sollte sie es kaum fühlen, den Arm um den Hals. „Sei nur ganz fröhlich, Mutter! Es ist alles, alles schon von mir beschlossen. Schon lange. Schon lange.“ Es liegt kein Zittern in ihrer Stimme, kein wohlfeiler Trostwille; ihr schöner, tapferer Mädchenmut spricht aus den Worten. Sie streichelt der kleinen Frau zärtlich die runzelige Wange. Ihre Finger werden naß, da muß sie auch weinen.

Der Winter geht vorbei, es wird Frühling und Sommer. Im Hause zum Heimweh geht alles seinen stillen Gang. Regine schafft von früh bis spät mit heiterer Selbstverständlichkeit. Sie legt bei allem Hand an, was gemacht werden muß. Dem Diensthuben Friedli wächst kein Gras unter den Füßen; aber er ist wohl versorgt. Regine schreckt auch vor einem tätlichen Verweis nicht zurück, sofern sie das für ersprießlich hält. „Die wird ihren Mann stellen, wenn sie erst einen Mann hat“, sagt der Gemeindefschreiber Wädlerli, wenn auf sie die Rede kommt.

Es sind auch bereits Werber auf den Plan getreten. Der erste war der Schmied Heinrich Manz, ein junger Witwer, der neben seiner Berufsarbeit noch ein Halbgutlein umtreibt. Keinem Kunden hat er im Heuet die Sense so fein gedengelt, wie der jungen Mähderin im Oberdorf. Zweimal hat er sich am

Morgen früh ohne Geheiß zum Mähen eingestellt. Das Lob, das er Regina bei der Arbeit spendete, war gewiß keine Hudelei, das hätte nicht zu seinem senflichten, redlichen Wesen gepaßt. Das zweitemal, als sie nebeneinander von der Sommerwiese herab zum Morgenessen heimkehrten, rückte er in knapper Weise mit seinem Anliegen aus.

Fortsetzung folgt.

Der Ruf nach der Stadt.

Von W. de Beaumont.

Auf der sandsteinernen Treppe, im Schatten des Hauseinganges, saß der kleine Hans, streckte die Beine in den Sonnenschein hinaus und beobachtete, wie die Schattenlinie auf seinen grauen Höslein langsam aufwärts rückte. Jetzt war sie gerade an seinen Knien angelangt. Er fühlte die Hitze ordentlich brennen und dachte, wie lang er wohl so sitzen müsse, bis die Sonne all den Schatten vertrieben hätte und ihm in die Nase scheinen würde. Er gähnte. War das langweilig hier!

Die andern Buben vom Hause sind in der Schule. Er wär's wohl auch, wenn ihn der Vater angemeldet und hingebracht hätte. Aber jetzt sind sie schon eine ganze Woche in der Stadt und wohnen daoben in dem hohen Haus, doch der Vater verschiebt's von Tag zu Tag. Er hat zuviel zu tun, jagt er, und ist er zu Hause, so will er allein sein, geht in der Stube auf und ab, mit Papierblättern in der Hand, und redet laut vor sich hin. Immer fängt er an: „Parteigenossen!“ oder „Meine Herren!“ Und gestern nacht hat er mit der Mutter gezankt, als er heimgekommen ist, so laut, daß er aufwachte. Die Mutter sagte, das wäre ja kein Leben mehr, sie wollt', sie wären daheim auf dem Dorf geblieben. Aber da schlug der Vater mit der Faust auf den Tisch: „So ein Hundeleben daheim, für die geizigen Bauern mal einen alten Stuhl flicken, oder eine Fenster Scheibe einsetzen, oder wenn's hoch kommt, die Stubentür anstreichen!“ Eine Ehr' sei's, daß ihn die Partei in die Stadt gerufen . . . „Da schau, was sie heute über mich in der Zeitung schreiben . . .“ Und da las der Vater eine ganze Weile vor; die Mutter aber war still und duckte sich in die Kissen und schlief wieder ein . . .

Die Partei — das muß schon etwas sein. Aber die Mutter hat recht — wären wir wieder daheim!

Nur am ersten Tag hat ihn die Stadt gefreut mit den vielen Läden, wo es so viel zu gucken gab. Aber was hat man vom Begucken? Eine Kreisel hat ihm der Vater versprochen, die Peitsche dazu hat er sich gleich selbst gemacht, aber auf die Kreisel wartet er immer noch . . . Ja, daheim, da könnte er in der Werkstatt in den Hobelspänen wühlen, und was gab's da immer für schöne blanke Brettlein und Klößchen; wie manchen Apfel hat er sich dafür eingetauscht vom Hugi Frik! — Es wird ihm ganz traurig, wenn er daran denkt.

Da fährt auf der Straße ein Spritzenwagen vorbei. Der Staub wirbelt auf. Er schnuppert mit der Nase. Wie das riecht! Es dampft ordentlich vom heißen Pflaster auf. Warum der Mann mit dem Wagen nur so rasch fährt! Als wenn er Angst hätte, es könnt' zu naß werden.

Einen Augenblick zuckt's ihn in den Händen; gleich möcht' er Schuh und Strümpfe ausziehen und hinter dem Spritzenwagen dreinlaufen. Aber auf die Straße mag er nicht; da kommen sie von hüben und drüben und necken ihn, weil er so dumm dreinschaut, wie sie sagen, und anders spricht als die Stadtkinder. Was kann er dafür?

So bleibt er halt sitzen, aber das Wasser kommt ihm nicht aus dem Sinn.

Im ihrem Haus daheim fließt der Bach vorbei und drüben an der Wiese ist das Wasser zu einem kleinen Weiher gestaut. Da treiben sie die Kühe zur Tränke.

Wenn er jetzt da drin herumspazieren dürfte —

Traurig schaute er im Hof herum. Alles ist da von Stein; kein Fleckchen Erde, kein Grashälmchen, kein Hölzchen. Die Sonne brennt gegen die graue Mauer und auf die grauen Steinplatten, daß die verstreuten Quarz- und Glimmerplättchen

¹⁾ Hausrebe.